

Lucie Varga

Zeitenwende

Mentalitätshistorische Studien

1936–1939

suhrkamp taschenbuch

wissenschaft

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 2430

50 Jahre suhrkamp taschenbuch wissenschaft Jubiläumsprogramm

Die bahnbrechende Bedeutung der 1929 von Lucien Febvre und Marc Bloch gegründeten Zeitschrift *Annales* für eine moderne Form der Geschichtsschreibung ist heute allgemein anerkannt. Kaum bekannt ist dagegen, daß es in der Frühgeschichte der *Annales* eine Art Dialog mit der deutschen Geschichtswissenschaft gab. Eine zentrale Vermittlerrolle spielte dabei eine junge Wiener Emigrantin: Lucie Varga. Als Assistentin Febvres hat sie die Kritik der *Annales* am nationalsozialistischen Deutschland mitformuliert und in ihren eigenen Beiträgen eine Art Mentalitätsgeschichte der nationalsozialistischen Bewegung entworfen. Das vorliegende Buch dokumentiert die wichtigsten Texte dieser ungewöhnlichen Historikerin, die bis heute nicht an Aktualität eingebüßt haben.

Lucie Varga wurde 1904 in Baden, Österreich-Ungarn, als Tochter einer aus Ungarn stammenden jüdischen Familie geboren und starb 1941 in Toulouse. Sie war Historikerin und gilt als eine der Wegbereiterinnen der Mentalitätsgeschichte und der Erforschung des Faschismus.

Peter Schöttler, geboren 1950, ist Honorarprofessor für Neuere Geschichte an der Freien Universität Berlin und Gastforscher am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte. Er war viele Jahre Forschungsdirektor am Centre national de la recherche scientifique in Paris und hatte Gastprofessuren in Princeton und Wien.

Lucie Varga Zeitenwende

Mentalitätshistorische
Studien

1936-1939

Herausgegeben,
übersetzt und eingeleitet
von Peter Schöttler

Suhrkamp

Der Text dieses Buchs wurde anlässlich dieser im Rahmen des Jubiläumsprogramms erscheinenden Ausgabe vom Herausgeber an einigen Stellen korrigiert bzw. ergänzt.

Erste Auflage 2023
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2430
© 1991, 2023 Suhrkamp Verlag AG, Berlin
Originalausgabe: Suhrkamp Verlag
Frankfurt am Main 1991
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlag nach Entwürfen
von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt
Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-30030-5

www.suhrkamp.de

Inhalt

Vorwort	9
Einleitung	
Lucie Varga – eine österreichische Historikerin im Umkreis der »Annales« (1904-1941)	13
Vorbemerkung zur Übersetzung	112

ERSTER TEIL DEUTSCHLAND UND ÖSTERREICH ZWISCHEN DEN WELTKRIEGEN

Die Entstehung des Nationalsozialismus	115
Luther, die Jugend und der Nazismus	138
Über die Jugend im Dritten Reich	142
Ein Tal in Vorarlberg – zwischen Vorgestern und Heute	146
Hexenglauben in einem ladinischen Tal	170

ZWEITER TEIL STUDIEN ZUR RELIGION DER KATHARER

Der Katharismus – ein methodisches Problem der Religionsgeschichte	189
Peire Cardenal – ein Häretiker?	200
Waren die Katharer Neomanichäer oder Neognostiker? . .	225
Zeittafel	243
Bibliographie	245



Lucie Varga, ca. 1930

Für Berta Varga

Vorwort

Dieses Buch stellt eine Historikerin vor, deren Spuren in der Geistesgeschichte des 20. Jahrhunderts allzu schnell verwischt und daher bis heute übersehen wurden: Lucie Varga (1904-1941). 1934 emigrierte sie von Wien nach Paris und arbeitete dort mit Lucien Febvre zusammen, einem der bedeutendsten französischen Historiker. In den folgenden Jahren gehörte sie zum Umkreis der von Lucien Febvre und Marc Bloch gemeinsam herausgegebenen Zeitschrift *Annales d'histoire économique et sociale*, die heute unter dem Namen *Annales* als eines der wichtigsten und einflußreichsten Fachorgane der Geschichtswissenschaft gilt. Lucie Varga beriet Febvre in allem, was Deutschland und Österreich betraf, und formulierte die Kritik der *Annales* am nationalsozialistischen Deutschland mit. Ihre Veröffentlichungen trugen zum ›Paradigmenwechsel‹ von der traditionellen Politikgeschichte zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte bei, für den die *Annales* eintraten. Sie war außerdem die erste Frau, die kontinuierlich in dieser Zeitschrift publizierte.

Als Lucie Varga 1941 im Alter von nur 36 Jahren starb, hinterließ sie kein ›Werk‹. Neben einer Wiener Dissertation von 1931 gibt es lediglich einige französisch geschriebene Aufsätze und Rezensionen, die sich mit so verschiedenen Themen wie dem Nationalsozialismus, dem Hexenglauben in Ladinien oder der Religion der südfranzösischen Katharer befassen. Häufig handelt es sich um Gelegenheitsschriften. Aber sie lohnen dennoch die Lektüre, weil sie eine ungewöhnliche Praxis der Geschichtsschreibung dokumentieren. Um diese Originalität sichtbar und lesbar zu machen, werden die wichtigsten Texte im vorliegenden Buch erstmals vorgestellt. Der vom Herausgeber gewählte Titel *Zeitenwende* soll dabei die Thematik des mentalen Umbruchs andeuten, der Lucie Vargas Studien verbindet. In der Einleitung wird versucht, nicht nur die abgedruckten Texte historiographisch zu situieren, sondern auch – soweit dies möglich ist – den umwegigen Lebensweg der Autorin zu rekonstruieren. Hinter der ›unbekannten Historikerin‹ wird dabei die unbekannte Frau sichtbar, die ihrerseits in einer Periode des Umbruchs lebte und in einem fremden Land das Risiko einging, als Intellektuelle zu existieren. Beide sind zu entdecken.

Das vorliegende Buch wäre nicht möglich gewesen, ohne die Unterstützung zahlreicher Institutionen und Einzelpersonen, die mir bei meiner ›Spurensuche‹ behilflich waren.

An erster Stelle danke ich der *Maison des Sciences de l'Homme* in Paris, die mir 1988/89 ein Stipendium gewährte, so daß ich die Beziehungen zwischen der frühen *Annales*-Schule und der deutschen Historiographie am ›richtigen Ort‹ erforschen konnte. Die *Fritz-Thyssen-Stiftung* half 1990 kurzfristig durch ein Reisestipendium. Schließlich habe ich dem *Institute for Advanced Study* in Princeton zu danken, das mich 1990/91 als ›Member‹ aufnahm; für den Abschluß und die Revision des Manuskripts verfügte ich daher über besonders günstige Arbeitsbedingungen.

Die Redaktionen der Zeitschriften *Annales*, *Revue de Synthèse* und *Revue de l'Histoire des Religions*, in denen die hier erstmals ins Deutsche übertragenen Texte 1936 bis 1939 erschienen sind (siehe Bibliographie), haben sehr großzügig die Genehmigung zur Veröffentlichung bzw. Übersetzung erteilt. Auch ihnen sei gedankt.

Im Rahmen meiner Nachforschungen habe ich zahlreiche Behörden und Archive um Auskünfte gebeten, denen ich für ihre effiziente und unbürokratische Hilfe sehr verpflichtet bin. Hervorheben möchte ich das Universitätsarchiv Wien, die Research Foundation for Jewish Immigration in New York sowie das Goethe-Institut in Budapest.

Ganz besonders wichtig waren die vielen Informationen und Hinweise von Personen, die Lucie Varga und/oder Lucien Febvre persönlich gekannt haben und über sie berichten konnten. Etienne Bloch, Vincent Bloch, Paule Braudel, Henri Brunschwig, Henri Febvre, Hélène Gratiot-Alphandéry, Karl Jelusic, Albert Mentzel (Albert Flocon) und Lucille Richard (geb. Febvre) haben sich teilweise mehrfach die Zeit für Interviews genommen. Dafür danke ich ihnen ganz herzlich. Hervorheben möchte ich auch die Großzügigkeit, mit der mir Etienne Bloch und Henri Febvre jeweils Zugang zu den Nachlässen Marc Blochs und Lucien Febvres gewährten – historiographischen Schätzen, die noch viele Überraschungen bereithalten. Ferner habe ich zwei Historiker-Kollegen zu danken, die mir mit großer Selbstverständlichkeit in ihrem Besitz befindliche Papiere zugänglich machten: Heinz Dopsch den Teilnachlaß seines Großvaters Alphons Dopsch und Pierre Toubert die Korrespondenz von Georges Espinas. In die-

sem Zusammenhang denke ich auch an die kleine Gruppe von ›*Annales*-Forschern‹, die seit geraumer Zeit an und mit diesen verschiedenen Nachlässen arbeitet und sich gegenseitig zu informieren und zu helfen versucht. Vor allem Bertrand Müller und Marleen Wessel haben mir viele konkrete Hinweise gegeben und zum Teil auch eigenes Material zugänglich gemacht.

Überhaupt haben mir im Laufe der Zeit viele Kollegen und Freunde sowohl bei einzelnen Punkten wie auch bei der Interpretation und Darstellung des gesammelten Materials durch Tips, Kritik und Zuspruch geholfen. Desgleichen boten Vorträge in Bochum, Göttingen, Wien, Salzburg und Paris die Möglichkeit, einzelne Aspekte meiner Studien zur *Annales*-Geschichte mit interessierten Kollegen zu diskutieren. Im Zusammenhang mit dem vorliegenden Buch möchte ich besonders danken: Maurice Aymard, Gerhard Botz, Dominique Bourel, Michel Espagne, Christian Fleck, Janos Harmatta, Victor Karady, Claus-Dieter Krohn, Jacques Le Rider, Brigitte Mazon, Michael Mitterauer, Norbert Ortmayr, Mechthild Rössler, Hélène Roussel und Michael Werner. Jean Duvernoy, der seit langem als einer der besten Kenner des Katharismus gilt, war nicht nur mit Recherchen in Toulouse behilflich, sondern auch sofort bereit, dem Nichtspezialisten sowohl die wissenschaftlichen Pionierleistungen als auch die Schwächen der Arbeiten Lucie Vargas über die katharische Religion im einzelnen darzulegen. Mit seiner Erlaubnis habe ich diese Mitteilungen in meiner Einleitung verwendet und zitiert. Barbara Hahn hat das Projekt von Anfang an begleitet und aus der Perspektive ihrer eigenen historischen Forschungen über die prekäre Situation von Frauen in der Wissenschaft Fragen aufgeworfen und Vorschläge gemacht. Sie hat das gesamte Manuskript kritisch gelesen und entscheidende Verbesserungen angeregt.

Eine Person habe ich bisher noch nicht erwähnt, deren Beitrag zu diesem Buch besonders wichtig war: Berta Varga, Lucie Vargas Tochter. Zwar habe ich Frau Dr. Varga, die heute als Ärztin in Budapest lebt, erst ›gefunden‹ und kennengelernt, als dieses Buch bereits projektiert und in Arbeit war, aber ihre Berichte, ihre Briefe und die langen Gespräche, die wir im Mai 1990 in Budapest führen konnten, haben das Bild, das ich mir von ihrer Mutter machte, noch einmal sehr verändert. Was zunächst ein abstraktes und ziemlich lückenhaftes ›Puzzle‹ war, bekam jetzt eine Tiefendimension, die diese Biographie auch über den konkreten

wissenschaftsgeschichtlichen Kontext hinaus ein Stück weit exemplarisch macht. Berta Varga verdankt dieses Buch also seine besondere Prägung: Es sei ihr daher gewidmet.

Princeton, November 1990 Peter Schöttler

Vorbemerkung zum Nachdruck 2023

Selbstverständlich wissen wir heute mehr über Lucie Varga als dies bei ihrer Entdeckung der Fall war. Aus technischen Gründen waren für diesen Nachdruck aber keine systematische Überarbeitung, sondern nur winzige Korrekturen möglich (Jahreszahlen usw.). Dabei konnte ich seit 1991 viele neue Dokumente von und über Lucie Varga finden und auch einen Teil ihrer Bibliothek. Außerdem gibt es jetzt genaue Belege dafür, daß sie sich schon früh in der Wiener Frauenbewegung und später in der sozialistischen Widerstandsbewegung »Neu Beginnen« engagierte. Siehe den Eintrag in der *Deutschen Biographie*: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz135929.html>, mein Buch *Die Annales-Historiker und die deutsche Geschichtswissenschaft*, Tübingen 2015, sowie meinen Essay »Lucie Vargas Bücher« (*Werkstatt Geschichte*, Heft 7, 1994).

September 2022, P.S.

Lucie Varga – eine österreichische Historikerin im Umkreis der »Annales« (1904-1941)

Alles begann mit der Lektüre des unveröffentlichten Briefwechsels zwischen Lucien Febvre und Marc Bloch¹, den beiden Herausgebern der *Annales*². Wohl im März 1934 – der Brief ist nicht datiert – berichtete Febvre, der im Jahr zuvor nach Paris berufen worden war, an den in Straßburg wohnenden Bloch³:

»Was meine Arbeiten angeht, so kann ich Sie beruhigen. Ich arbeite fleißig an den *Religionen des 16. Jahrhunderts*⁴. Ich habe mir dafür einen »Trainer« engagiert – oder vielmehr eine »Trainerin«. Es handelt sich um eine Österreicherin, eine Schülerin von Dopsch⁵, von der ich Ihnen wohl schon erzählt habe, Frau Varga-Borkenau. Sie kommt an drei Vormittagen in der Woche, um mit mir zu arbeiten.«

Als ich diese Passage zum ersten Mal in den *Archives Nationales* auf der Mattscheibe eines Mikrofilm-Lesegerätes entzifferte, wußte ich, daß hier etwas Ungewöhnliches vorging. Bereits das Wort »Trainerin« (*entraineuse*) sprang ins Auge, erschien wie ein Symptom. Da ich die Biographie der beiden Korrespondenten relativ gut kannte, wußte ich, daß die Erwähnung dieser neuen Mitarbeiterin keine banale Information war. Denn sie veränderte Febvres lebensgeschichtliche Situation und tangierte zugleich sein Verhältnis zu Bloch bzw. seine Mitarbeit an den *Annales*. Daher bin ich dieser Ahnung nachgegangen, und allmählich ist das hier vorliegende Buch entstanden. Es folgt den verwischten Spuren einer Unbekannten, die bislang von der Geschichte der Geschichtswissenschaft übersehen wurde.

Auftritt einer Unbekannten

Warum war Febvres kurze Mitteilung so ungewöhnlich? Man muß sich zunächst vergegenwärtigen, daß Marc Bloch und er 1934 bereits renommierte Historiker waren. Febvre hatte 1933, mit 54 Jahren, den absoluten Höhepunkt einer französischen Universitätslaufbahn erreicht: einen Lehrstuhl am ehrwürdigen

Collège de France. Bloch, der acht Jahre jünger war, wartete zwar noch auf eine ebenso prestigeträchtige Professur, aber er war immerhin Ordinarius für mittelalterliche Geschichte in Straßburg, der zweitwichtigsten französischen Universität. Zudem besaß er eine solche Reputation, daß sein baldiger ›Aufstieg‹ nach Paris als sicher galt. 1936 wurde er dann auf den Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Sorbonne berufen.⁶ Wir haben also zwei etablierte Professoren vor uns, die nur insofern ungewöhnlich waren, als sie ihren ganzen Ehrgeiz darauf setzten, eine neuartige Geschichtsschreibung zu propagieren und eine innovative Zeitschrift zu betreiben: Sonst wäre ihre Karriere vermutlich noch steiler und völlig unproblematisch verlaufen.

Wie alle französischen Hochschullehrer – auch die berühmtesten Gelehrten – mußten Febvre und Bloch unter materiellen Bedingungen arbeiten, die aus heutiger Sicht geradezu ärmlich anmuten. Besondere Finanzmittel für Forschungsreisen, zur Anschaffung von Büchern oder zur Bezahlung von Hilfskräften waren damals nahezu unbekannt.⁷ Archivreisen wurden in den Sommerferien und auf eigene Kosten unternommen. Bücher besorgte man sich möglichst zur Rezension oder las sie in der Bibliothek. Schreibarbeiten wurden wie selbstverständlich von den Ehefrauen übernommen. Im Unterschied zu manchem deutschen Lehrstuhlinhaber oder zumindest Institutsdirektor kannten französische Geisteswissenschaftler auch noch keine Assistenten, die ihnen bei ihren Vorlesungen oder Publikationen zur Hand gegangen wären. Jeder war auf sich allein gestellt. Wer also wie Febvre und Bloch ehrgeizige und arbeitsaufwendige Projekte verfolgte, eine Zeitschrift herausgab, an anderen regelmäßig mitarbeitete, mit Kollegen in aller Welt korrespondierte *und* gleichzeitig noch mehrere Bücher schreiben wollte, mußte eine enorme Arbeitsdisziplin ausbilden. Für die eigene Familie (Febvre hatte drei Kinder, Bloch sechs), für alte oder gar neue Freundschaften, für spontane oder organisierte ›soziale Kontakte‹ außerhalb des engsten Kreises blieb so gut wie keine Zeit. (Allein schon aus solchen praktischen Erwägungen heraus war auch an ein politisches Engagement nicht zu denken, obwohl Febvre und Bloch linke Republikaner waren.⁸) Konkret haben Febvre und Bloch den auf ihnen lastenden Arbeitsdruck, soweit sich dies im Nachhinein feststellen läßt, unterschiedlich durchlebt, auch wenn sie beide die Fähigkeit zur absoluten Konzentration und zur raschen Nieder-

schrift von Texten besaßen. Während Bloch sein riesiges Pensum absolvierte, indem er seine Arbeit bis ins Detail organisierte und das Familienleben drakonischen Regeln unterwarf, die gleichsam Bedingungen seiner Produktivität waren⁹, überließ sich Febvre trotz seiner durchaus hohen Arbeitsdisziplin stärker der Intuition und der Neugier des Augenblicks – selbst auf die Gefahr hin, sich zu ›verzetteln‹, Manuskripte verspätet abzugeben und vor allem seine vielen angekündigten Buchprojekte Jahr für Jahr aufzuschieben. Hinzu kam, daß Febvre im Unterschied zu Bloch kein ererbtes bzw. ›angeheiratetes‹ Vermögen besaß. Um sich und seiner Familie in Paris ein ›standesgemäßes‹ Leben zu ermöglichen, mußte er sich sogar um zusätzliche Einkünfte bemühen.¹⁰ Seine Kontaktfreude und seine editorische Erfindungsgabe kamen ihm dabei zu Hilfe. Während Bloch, der Pariser Professorensohn, auch nach seiner ›Rückkehr‹ in die Hauptstadt der strengen, zurückgezogene Gelehrte blieb – und erst im Krieg sein Leben umstieß, um sich in der Résistance zu engagieren¹¹ –, suchte Febvre, der ›Provinzler‹ aus Nancy, den Kontakt zum ›intellektuellen Paris‹. Angelpunkt hierfür war nicht die Zeitschrift *Annales*, sondern die 1932 vom Erziehungsminister Anatole de Monzie mit viel Publicity lancierte *Encyclopédie Française*, deren Leitung Febvre übertragen wurde: ein prestigeträchtiges Unternehmen von ›nationaler Dimension‹, das – zumindest anfangs – mit erheblichen Finanzmitteln ausgestattet war.¹² Wie einst Diderot konnte sich Febvre hier als ›Ideenbankier‹ (Fernand Braudel) profilieren, und er gab diesem Projekt dann auch eine verblüffend innovative Dimension, ohne seine Publikumswirksamkeit zu beschränken. Lebenspraktisch bedeutete diese zusätzliche Herausgeberschaft allerdings, daß Febvre von nun an noch mehr überlastet war. Die *Encyclopédie Française* kostete ihn vor allem in der Vorbereitungsphase bis zum Erscheinen des ersten Bandes (1935) mehrere Tage in der Woche, so daß sein Engagement bei den *Annales*, wie Marc Bloch gelegentlich bitter anmerkte, zurückging und auch seine Buchprojekte ins Hintertreffen gerieten. Vor diesem Hintergrund wird die oben zitierte Briefpassage etwas verständlicher: »Meine eigene Arbeit« – »ich kann Sie beruhigen« – dreimal die Woche habe ich jetzt Hilfe. Während Bloch, der es sich finanziell hätte leisten können, eine Sekretärin oder Assistentin einzustellen, lieber allein arbeitete und nur seiner Frau die klassische Aufgabe überließ, seine Manuskripte und

Briefe abzutippen, tat Lucien Febvre einen ungewöhnlichen Schritt, um seine Arbeitsüberlastung in den Griff zu bekommen: Er engagierte eine private Mitarbeiterin. Daß er sie ironisch als »Trainerin« einführt, spricht für seinen Humor, läßt sich zugleich aber auch als Anspielung auf den akademischen »Wettkampf« lesen, in dem er mit Bloch gleichsam eine »Zweierstaffel« bildete. Die Einstellung dieser Mitarbeiterin war aber nicht nur im Vergleich zu Febvres bisheriger individueller Arbeitsweise ungewöhnlich; überraschend ist vor allem die Tatsache, daß es sich um eine Österreicherin handelte. Denn wäre es nur um Schreibarbeiten gegangen, hätte Febvre natürlich eine Französin eingestellt. Schreibkräfte standen ihm damals im Büro der *Encyclopédie Française* aber genügend zur Verfügung. Statt dessen wählte er eine Emigrantin, weil er sich inhaltliche Beiträge von ihr erhoffte. Dabei stellt die Bezeichnung »Trainerin« die Altershierarchie zwischen ihm (55 Jahre) und ihr (29 Jahre) auf den Kopf: Sollte diese junge Frau ihm etwa »Tempo« machen, ihn antreiben und mitreißen? Fast scheint es, als ob Febvre hier in seiner guten Laune eine zweideutige Formulierung unterlaufen wäre, die mehr ausdrückte, als er eigentlich sagen wollte. Deutlich ist jedenfalls, daß die neue Mitarbeiterin eine privilegierte Stellung einnimmt; sie ist keine Angestellte, die im Hintergrund wirkt und nur zufällig erwähnt wird. Ganz im Gegenteil: In Febvres Briefen an Bloch ist in den Jahren 1934 bis 1937 sehr regelmäßig von »Madame Varga« die Rede. Er zitiert ihre Äußerungen, erzählt von ihren Reisen und lobt (meist) ihre Arbeiten. »Madame Varga« avanciert zu einer festen Instanz, die fast ständig zwischen den beiden *Annales*-Herausgebern »anwesend« ist. Ihr Name fällt wesentlich häufiger als der des Redaktionssekretärs der Zeitschrift, Paul Leuillot. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Korrespondenz zwischen Febvre und Bloch große Lücken aufweist und viele Briefe Febvres, zum Beispiel aus dem Jahr 1937, nicht erhalten sind. Es ist nicht auszuschließen, daß Marc Bloch als Empfänger oder spätere Leser(innen) einige Briefe vernichtet haben, weil sie ihnen zu »privat« erschienen. Denn am »Privaten« scheiterte schließlich die Arbeitsbeziehung zwischen Febvre und Lucie Varga. Deren früher Tod 1941 hat dann dazu beigetragen, die Affäre endgültig zu begraben, so daß die unbekannte Mitarbeiterin, die immerhin als erste Frau kontinuierlich in den *Annales* publizierte, alsbald vergessen wurde.¹³ Heute, nach fast 50 Jah-

ren, ist es nur gerecht, wenn wir die Sache wiederaufnehmen und fragen: Wer war Lucie Varga? Wie verlief ihre Zusammenarbeit mit Febvre? Was bedeutete der Eintritt einer Frau, zudem einer Ausländerin, in den Arbeitszusammenhang der *Annales*? Und worin bestand Lucie Vargas Beitrag zur modernen Geschichtswissenschaft? Die folgenden biographischen und historiographischen Skizzen sind Versuche einer Antwort auf diese Fragen.

Umriss einer Biographie

Lucie Varga wurde am 21. Juni 1904 als Rosa Stern in Baden bei Wien geboren.¹⁴ Ihre Familie war jüdischen Glaubens und stammte aus Ungarn, hatte sich aber der deutsch-österreichischen Kultur assimiliert. Die Muttersprache war Deutsch; Ungarisch hat Lucie Varga nie gesprochen. Jiddische Ausdrücke galten in ihrem Elternhaus als »Ungezogenheiten«. Rosa war das jüngste von drei Kindern, aber bei ihrer Geburt lebten die Eltern bereits getrennt, der Vater – Gyula (Julius) Stern – in Budapest, die Mutter – Malvine Tafler-Stern – mit den Kindern in Baden bei Wien. Die Familie besaß Vermögen – vor allem Immobilien in Budapest und Wien – und konnte ein unbeschwertes, großbürgerliches Leben führen. Die Kinder waren von klein auf von Hauspersonal umgeben, und darunter war natürlich auch eine englische »Miss«, die mit ihnen Englisch und Französisch übte. Die Mutter wird uns von ihrer Enkelin, Berta Varga, als eine hochgebildete *mater familias* und typische Repräsentantin des jüdischen Bildungsbürgertums beschrieben, die mit ihren Kindern über griechische Mythologie sprach und auch für die Mädchen eine umfassende Ausbildung anstrebte. Rosa besuchte die fortschrittliche Wiener Privatschule der Genia Schwarzwald, wo die unkonventionellen Ideen der Jugendbewegung zirkulierten.¹⁵ Aus einer Laune heraus nahm sie damals den Vornamen »Lucie« an, trotz des spöttischen Einwands ihrer Lehrerinnen, daß »Lucie Stern« doch wohl ein Pleonasmus sei. Wie wir noch sehen werden, sollte dieser Namenswechsel nicht ihr letzter bleiben... Zu Ostern 1923 legte »Lucie« ihr Abitur ab. Bald darauf heiratete sie einen gutaussehenden ungarischen Arzt, der in einem Badener Sanatorium arbeitete. Künftig trug sie seinen Namen: *Lucie Varga*. Josef Varga war zwölf Jahre älter als sie und bereits ferti-

ger Internist. Er entstammte ebenfalls einer jüdisch-ungarischen Familie aus der Gegend von Debreczin, wo sein Vater einen kleinen Laden besaß. Die Heirat mit der wohlhabenden Privatiers-Tochter bedeutete für ihn einen sozialen Aufstieg. Er war der erste Akademiker in seiner Familie und der ganze Stolz seiner Eltern. Im Gegensatz zu Lucie verstand er sich als patriotischer Ungar und kehrte später auch nach Budapest zurück.

In die Zeit ihrer Ehe mit Josef Varga fällt Lucies Studium an der Wiener Universität. Dessen Beginn verzögerte sich jedoch, weil Lucie schon seit ihrem letzten Schuljahr unter Diabetes litt – einer Krankheit, die damals kaum zu behandeln war. (Erst 1921/22 wurde in Kanada das Insulin »entdeckt« und ab 1923 überall therapeutisch eingesetzt.) Vor allem ein jugendlicher Diabetes galt (und gilt noch heute) als besonders gefährlich, weil neben den unmittelbaren physiologischen Schäden die sehr viel kürzere Lebenserwartung weitreichende psychologische Konsequenzen hat. Lucie Varga hat sich mit diesem äußerst belastenden Leiden nicht nur arrangiert, sondern es immer wieder energisch zurückgedrängt und mit viel Optimismus überspielt. Als sie 1924 schwanger wurde und im Juli 1925 ihre – einzige – Tochter Berta zur Welt brachte, ging sie ein sehr hohes Risiko ein.¹⁶ In ihrem akademischen Lebenslauf heißt es darüber lakonisch: »Nachdem ich gesundheitshalber mein Studium unterbrechen mußte, inskribierte ich erst im Herbst 1926 an der philosophischen Fakultät der Universität Wien. Ich wählte als Hauptfach mittlere und neuere Geschichte, als Nebenfach Kunstgeschichte und hörte diese Gegenstände während 8 Semestern.«¹⁷ Ihre akademischen Lehrer waren bei den Historikern: Alphons Dopsch, Hans Hirsch, Oswald Redlich, Wilhelm Bauer und Erna Patzelt; in Kunstgeschichte hörte sie bei Julius von Schlosser und Joseph Strzygowsky. Ferner besuchte sie philosophische und psychologische Vorlesungen, unter anderem bei Moritz Schlick und Karl Bühler.¹⁸ Ein nach heutigen Maßstäben eher kurzes, aber intensives Studium also, das sie 1931 mit der Promotion abschloß. Ihre Doktorarbeit mit dem Titel: *Eine Untersuchung über die Entstehung des Schlagworts vom »finsternen Mittelalter«*¹⁹ befaßte sich mit dem klischeehaften Bild vom Mittelalter bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Bei der Interpretation ihrer begriffsgeschichtlichen Belege wandte sie sich gegen ein »gedankenloses Weiter-schleppen des Ausdrucks«²⁰ und die religionskritischen Schlag-

worte der Aufklärung, die im Grunde nur eine Fortführung und symmetrische Umkehrung mittelalterlicher Polemiken bildeten: »Dieselbe Psychologie, die in den Häretikern Leute sah, die bewußt, »um sich einen Namen zu machen«, falsche Dogmen ausdachten und verbreiteten, dieselbe Psychologie war es, die zuerst in den Päpsten, Priestern und Klerikern machthungrige und herrschaftssüchtige Betrüger sah.«²¹ Gewiß handelt es sich bei dieser Arbeit eher um eine fleißige Materialsammlung, als um eine intellektuell eigenständige und innovative Studie.²² Aber es entsprach dem damaligen Brauch, ein geisteswissenschaftliches Studium sofort mit einer Dissertation abzuschließen, deren Niveau in der Regel heutigen Magisterarbeiten entsprach. Dennoch lassen sich in dieser Abschlußarbeit einige religions- und ideologiegeschichtliche Themen erkennen, die Lucie Varga auch späterhin interessierten. Außerdem signalisiert die sofortige Veröffentlichung des Manuskripts in der Institutsreihe, daß die Autorin im Dopschen »Seminar für Wirtschafts- und Kulturgeschichte« einen Ort der Zugehörigkeit gefunden hatte.²³

Alphons Dopsch (1868-1953), der seit der Jahrhundertwende in Wien Ordinarius war, galt zu jener Zeit als einer der bedeutendsten deutschsprachigen Historiker. Als er 1921 einen sehr ehrenvollen Ruf nach Berlin ablehnte, wurde ihm in Wien ein eigenständiges Institut eingerichtet, das sich – im Gegensatz zum herrschenden wissenschaftlichen Trend – vornehmlich der Wirtschafts- und Sozialgeschichte widmete (mit dem Schwerpunkt Mittelalter und frühe Neuzeit).²⁴ Aber Dopsch war nicht nur ein hervorragender Gelehrter, der wichtige Quelleneditionen betreut und mit seinen Arbeiten zur frühmittelalterlichen Wirtschaftsverfassung die Fachwelt erregt hatte, sondern auch ein talentierter Lehrer, der in seinen Seminaren lebhaftige Diskussionen und sogar studentische Arbeitsgruppen förderte.²⁵ Auch daß seine engste Mitarbeiterin und Vertraute eine Frau war – Erna Patzelt (1894-1987)²⁶ – und an seinem Institut eine ganze Reihe von Studentinnen Dissertationen schreiben konnten, war zu jener Zeit ungewöhnlich.²⁷ Man kann also vermuten, daß Lucie Varga bei Dopsch nicht nur eine solide »handwerkliche« Ausbildung erhielt (z. B. im Umgang mit lateinischen Quellen, mit landesgeschichtlichem und volkskundlichem Material usw.), sondern auch bereits lernte, inhaltliche Probleme relativ unbefangen zu thematisieren und nach und nach mit eigenen Fragestellungen zu bearbeiten.